

# Unendlich fischen im Teich von Euklid

Karpfen malt Peter Brauneis. Martina Mühlfellner fädelt derweilen nach der Logik von Euklid lange Ketten als unendliche Reihen aus Primzahlen. Bei der Suche nach Gemeinsamkeiten des Künstlerpaares wird's schwer.

BERNHARD FLIEHER

**HALLEIN, SALZBURG.** Männer blicken stolz, manche erleichtert, wie sie da mit ihren mächtigen Fischen posieren. Das faszinierte Peter Brauneis. In Italien war ihm ein Fischermagazin untergekommen. Darin gab es Fotos – zum weitaus größten Teil – von Männern, die Fänge präsentierten. „Carp Men“ nennt der Halleiner Künstler deshalb eine neue Bilderserie. „Dieses Posing interessiert mich“, sagt er.

Posing spielt in Martina Mühlfellners Arbeit keine Rolle. Sie kreierte Kunstschmuck, zeichnet. Und während Brauneis Fischer malt, fädelt sie Ketten. Gemeinsam stellen sie ab dieser Woche im Halleiner Kunstraum pro arte aus. Ein lockere Serie von Künstlerpaaren gibt es dort.

„Wir haben aber nicht sehr viel gemeinsam“, sagt Mühlfellner. Gut, die beiden sind ein Paar im Leben, teilen sich gegenseitig seit Jahren ein Atelier im Salzburger Künstlerhaus. Aber die Gemeinsamkeiten in der Kunst? „Wir arbeiten eigentlich nebeneinander“, sagt Mühlfellner. Eine klassische, auch klischeehafte Befruchtung und Verschmelzung im Leben und auch in der Kunstarbeit liegt beiden nicht.

Während Peter Brauneis in die schräge Welt die Fischtrophäen einträgt, begann Martina Mühlfellner, der Logik des griechischen Mathematikers Euklid zu folgen. Er folgerete im vierten Jahrhundert, dass es unendlich viele Primzahlen geben müsse. Dieser Satz von Euklid hat Strahlkraft. Die Idee der Unendlichkeit, das übe immer eine Faszination aus, sagt Mühlfellner. „Die Beschäftigung damit hat etwas Obsessives“, sagt sie.



Sie fädelt weiße Holzperlen auf Schnüre – kleine Perlen für normale Zahlen, größere Perlen für jede Primzahl. Das Ergebnis taugt als außergewöhnliches Schmuckstück ebenso wie als ungewisse Versuchsanordnung. „Interessiert hat mich, welche Muster da entstehen, ob oder welche Art von Regelmäßigkeit sich da ergeben kann“, sagt sie.

„Am meisten interessiert mich die Pose.“

Peter Brauneis, Maler



Und so eine Forschung dauert, braucht Zeit.

In diesem Punkt, wenn es um ein offenes Ende und ungewisses Ergebnis geht, wenn es darum geht, sich für einen längeren Zeitraum auf ein Projekt einzulassen, nähert sich die künstlerische Arbeit der beiden dann doch an.

Brauneis nämlich hatte vergangenes Jahr beschlossen, sich drei Jahre Zeit für seine „Carp Men“ zu nehmen. Er steckt mittendrin. Der Beschluss, sich diese Zeit zu nehmen, regte Mühlfellner auch zu einem wenn schon nicht endlosen, dann endunbestimmten Projekt an. „Da gibt es tatsächlich Parallelen, in

der Art, wie wir uns auf diese Arbeiten einlassen“, sagt Brauneis. Die Parallelität existiert auch in der Offenheit des Ergebnisses.

Jedenfalls beschäftigten ihn – „wahrscheinlich gar nicht so richtig bewusst“ – verschiedene Arten von Imponiergehabe. Dem Ausdruck von Macht etwa hat er schon vor einigen Jahren in einigen Werken,

„Ich zähle automatisch alles mit.“

Martina Mühlfellner, Künstlerin



er nennt sie „Herrschaftsprotärs“, malend nachgespürt. Wenn schon nicht Mächtigkeit, so wirken auch die Fischfängerbilder, als würde es da eine eindeutige, naturgemäße Hierarchie geben: der Fischer als Herr über die schuppigen Kreaturen. Und doch zwinkert, erst recht wenn man Brauneis' Bilder mit den absolut ernst gemeinten Vorlagen in Fischermagazinen vergleicht, auch Ironie von der Leinwand an.

Wo der genaue Grund für die Faszination an dem Thema liege, könne Brauneis aber gar nicht sagen. Aber das sei nichts Außergewöhnliches für ihn. „Es stellt sich oft erst während der Arbeit, während der Suche nach der idealen Technik tatsächlich heraus, worum es geht, was einen antreibt“, sagt Brauneis.

In der intensiven Auseinandersetzung aber fanden die beiden dann doch etwas, das ihre Werke – zumindest formal – eng verbindet. Es ist die Farbe „Paynesgrey“, eine Mischung aus Ultramarin und Schwarz. Mühlfellner nutzt sie zum Zeichnen der Entwürfe ihrer Schmuckstücke. Bei Brauneis spielt die Farbe eine wichtige Rolle, weil er seine „Carp Men“-Serie nahezu in Schwarz-Weiß hält. Und ein Zufall bescherte wegen dieser Farbe den Titel ihrer Ausstellung in Hallein. Eine Kleidungsfirma verwendet bei ihren Jacken die Bezeichnung „Uncle Blue“ für die Farbe. So heißt nun auch die Ausstellung. „Manche Dinge ergeben sich eben erst, wenn man mit ihnen begonnen hat und mittendrin steckt“, sagt Brauneis.

**Ausstellung:** Uncle Blue – Martina Mühlfellner und Peter Brauneis. Kunstraum pro arte, Hallein. Eröffnung am Mittwoch, 9. Juli (19 Uhr)

## Die besoffene Landschaft eines Wildfangs

St. Gilgen spürt einer Frau nach, die sich früh von gesellschaftlichen Zwängen frei machte.

GU DRUN WEINZIERL

**ST. GILGEN.** Seit dem Sommer 2001 wird jährlich in der alten Volksschule St. Gilgens die Zinkenbacher Malerkolonie in Form einer Ausstellung wieder lebendig: Zwischen den beiden Weltkriegen verbrachten vor allem aus Wien kommende Künstlerinnen und Künstler die Sommerzeit am Wolfgangsee, um zu zeichnen und zu malen, um einander – trotz der oft weit voneinander entfernten ideellen Ausrichtung – zu treffen und das Leben zu feiern.

2014 ist dem Museumsverein eine besondere Überraschung gelungen, die den Forschungsstand über das Phänomen Zinkenbacher Malerkolonie erweitert. Auf der Suche nach einem neuen Ausstellungsthema stieß man auf einen SN-Artikel aus dem Jahr 1984: Ferdinand Altnöder hat seine vor 30 Jahren begründete Galerie mit den Zinkenbachern eröffnet und auch Werke von „THS“, so signierte Gertrude Schwarz-Helberger, gezeigt. In den SN war von einer „wahren Entdeckung“ die Rede. Gertrude Schwarz-Helberger, „die heute niemand mehr kennt“, sei „mit sprühender Fantasie zu Werke gegangen und steht Herzmanowsky-Orlando

in nichts nach“. Tatsächlich sollte die neuerliche Entdeckung der damals 90-jährigen nochmals drei Jahrzehnte dauern.

THS, von der es heißt, ein burchikoser Wildfang gewesen zu sein, kann als Beispiel jener Frauen gelten, die sich im frühen 20. Jahrhundert vehement von gesellschaftlichen Zwängen lossagten und ihre Freiheit lebten. Als Tochter eines wohlhabenden Frankfurter Kaufmanns wurde ihr die Erziehung und der Unterricht von höheren Töchtern zuteil. Den Zeichenunterricht beschreibt sie als „neun Jahre alles abtötenden Schulzei-

chenunterricht“. Sie beklagt „das Copierenmüssen übelster naturalistischer Landschaften“. Aber schon als kleines Kind hat sie ihre Fantasiewelten gezeichnet, denen sie lebenslang treu blieb, wenn auch mit allem stilistischen Wandel, den sie im Lauf ihres langen Lebens beim Besuch von Ausstellungen kennenlernte. Schwarz-Helberger ließ sich von allem anregen und probierte für sich aus. So kommt es in ihrem sehr reichen Œuvre auch zu Stilmmerkmalen, die nicht nur an Pablo Picasso bis hin zu Friedensreich Hundertwasser erinnern, sondern auch einige Jahrhunderte zurück-

reichen. Immer wieder bedient sie sich Motiven einer Unterwasserwelt mit Wasserungeheuern, die den Bildern von Hieronymus Bosch entsprungen sein könnten, aber auch von einer Faszination am Surrealismus berichten.

Boschs Bild „Garten der Lüste“ erfährt bei Schwarz-Helberger im Werk „Alle Lüste dieser Welt“ eine Neuinterpretation. Großes Interesse an fremden Völkern und deren Kunst wird sichtbar, die Dichte an Figuren – Menschen und Tieren aus aller Welt – werden in ausschweifender Sinnlichkeit gezeigt. THS kam über ihre Freundschaft mit Kitt und Huber nach Zinkenbach. 1934 malte sie ihre drei Meter breite „besoffene Landschaft“, das Bild eines großen, sorglosen Rauschzustands: Kausalzusammenhänge sind – wie so oft in den Bildern Schwarz-Helbergers – aufgegeben, alles purzelt wie im Märchen durcheinander. Wen wundert da noch, dass eine Mutter ihr Kind im Wagen einen abschüssigen Weg hinuntersausen lässt?

**Ausstellung:** Museum Zinkenbacher Malerkolonie in St. Gilgen (bis 5. Oktober).



Besoffene Landschaft als große Entdeckung.

BILD: SN/ZINKENBACHER MALERKOLONIE.

**WOASST, WOS I MOAN?**  
Bernhard Flieher

## Hibei unterm kugelnden Monat

Laue Sommernacht am Seeufer mit sanfter Musik aus dem iPhone. Es läuft ein alter Song der Querschläger, dieser überhaupt, aber vor allem auch sprachlich erstaunlichen Band aus dem Lungau. Da drängt es sich auf, einer Lungauerischen Eigenheit zu folgen: In dem knapp 20 Jahre alten Song „Wintahimme“ singen die nämlich „da monat kuglt hoam“. „Monat“ entzieht sich im glücklichen Lungau jeder Artikeldiskussion (der?, das?), weil im Lungau hängt der Monat am Himmel, weil der Lungauer Monat ist der Mond. Und wie er so über den Salzkammergutsee wandert in der wolkenlosen Nacht, der Monat, da sagt das Kind. „Schau, da hibi beim Berg spiegelt sich der Mond im See.“ Wo? „Na da, beim Berg hibi“, und das Kind streckt den Finger hinaus übers Wasser. „Da hibi, und hidaun auf'm See schaut's aus, als tär der Mond wie eine silbrige Schicht über dem Wasser zittern.“ Und so sind wir wieder heraußen aus der Sprachwelt der Tauern. Die konkrete Verwendung und das Verständnis für die örtlichen Zuordnungen „hibei“ und „hidaun“ ist nämlich eine Wissenschaft jenseits der Berge.